

punkt seiner Vorgänger ab; er behauptete seine Weltstellung, stand hoch über allen Wirrnissen und sorgte doch väterlich, wo und wie er konnte.

Kein Verständiger wird leugnen, daß die mehr als sechzigjährige „freiwillige Gefangenschaft“ der Päpste für diese selbst ein schweres, tägliches, lebenslängliches Opfer war, in christlicher Sprache ein schweres Kreuz. Zudem, solang Italien und die Päpste Gegner waren, ein dem Feind erwiesener Dienst. Man gedenkt dabei des Wortes: „Tut Gutes denen, die euch verfolgen“, und des andern „Im Kreuz ist Heil“.

Unter dem sehr bedeutungsvollen Titel: „Der jetzige kleine Papststaat bereits Forderung Pius' IX. nach 1870“, berichtete vor kurzem P. B. Schäfer O. S. B. über ein 1928 erschienenes Buch von A. Monti (Beil. z. Bayer. Kurier Nr. 43 vom 8. März d. J.). Auf Grund von ungefähr 50 unbekannten, in Mailand gefundenen Privatbriefen des Papstes Pius' IX. an nahe Verwandte zeigte Monti, was in der gedachten Überschrift ausgesprochen ist: „Der kleine Papststaat bereits Forderung Pius' IX.“ Das erhellt aber auch aus einem seit 1871 bekannten offiziellen Aktenstück. Der erste Botschafter, den die dritte französische Republik an den vaticanischen Gefangenen entsandte, der Marquis d'Harcourt, hatte im April 1871 seine Antrittsaudienz, über die er am 26. an den Chef des Außenamtes berichtete. Da finden sich die Worte Pius' IX.: „Alles, was ich wünsche, ist ein kleines Fleckchen Erde, in dem ich der Herr wäre.“ (Vgl. diese Zeitschrift 93, 1917, 551—557.) Ihm das zu gewähren, daran dachte in der offiziellen Welt niemand, weder damals noch seither. Vielmehr galt seitdem bis zum Jahr 1928/29 die römische Frage für völlig unlösbar¹, und vielfach sah man in der Notlösung durch die „freiwillige Gefangenschaft“ des Papstes einen tragbaren Dauerzustand. Deshalb leuchtete der 11. Februar d. J. mit dem Lateranvertrag den Katholiken als weltgeschichtliche Stunde auf. Dem Empfinden der

katholischen Seele hat Seine Eminenz, der Kardinal-Erzbischof v. Faulhaber in seiner Predigt am Papstkrönungstag in erhabenen Worten Ausdruck gegeben: „Mit Posaunen der Freude begrüßen wir den Tag, der ... dem apostolischen Thron durch völkerrechtlichen Vertrag jene Freiheit wiedergibt, die der Papst zur Ausübung seiner hohen Mission unter den Völkern notwendig hat.“ Und weiter: „Hier [im Lateran-Vertrag] wurde ein Sieg errungen, bei dem beide Teile Sieger sind.“ Endlich: „Glaubt ihr, die Feinde der Kirche und die Pforten der Hölle werden den Triumph des Papstiums ruhig hinnehmen? Ich glaube es nicht.“ „Das Licht dieser verklärten Laborstunde wird wieder erlöschen und das Dunkel von Gethsemane wird wieder beginnen.“

R. v. Nostiz-Rieneck S. J.

Zwei Geistesmänner

In seiner großangelegten *Histoire littéraire du sentiment religieux en France* hat Henri Bremond mit steigernder Zuspitzung die These vertreten, es gebe in der Gesellschaft Jesu eine doppelte Geistesrichtung: eine rein ascetisch eingestellte, die einem überspannten ascétisme huldigt, und eine mystisch orientierte, die mit Mühe nur in einigen wenigen Vertretern sich zu behaupten vermag. Als Haupt der ersten Schule gilt ihm Alonso Rodriguez (gest. 1616), Verfasser des „Ejercicio de perfección y virtudes cristianas“. Als hervorragenden Führer der zweiten nennt er Louis Lallemant (gest. 1635), bekannt durch die von Champion herausgegebene Schrift „La vie et la doctrine spirituelle du P. Lallemant“. Den Gegensatz zwischen beiden Schulen hat Bremond immer schärfer herausgehoben, am schärfsten in den zwei letzten Bänden seines Werkes „La Méta-physique des Saints“ Seitdem werden fast alle auf religiösem Gebiete schriftstellernden Jesuiten in die eine oder andere Kategorie eingereiht.

Hätte Bremond zwei deutsche Lebensbeschreibungen gelesen, die in den letzten Jahren erschienen: P. Moritz Meschler von Nikolaus Scheid (Herder 1925) und

¹ Journal des Débats vom 18. Febr. 1929; Figaro vom 12. Febr. 1929.

Ein Apostel des innern Lebens Wilhelm Eberschweiler von Walter Sierp (Herder 1928), würde er zweifellos Meschler mit einem gewissen Einschlag von humanisme dévot zu der Schar von Rodriguez rechnen, Eberschweiler dagegen zu der école du P. Lallemant.

Auf den ersten Blick erscheint diese Einteilung als durchaus berechtigt. P. Meschler schreibt mit Vorliebe über Askese, gilt als asketischer Schriftsteller. Seiner Auffassung gemäß „ist die Askese ihrem Wesen nach der Inbegriff der leitenden Grundsätze und praktischen Übungen des christlichen Lebens nach den Vorschriften des Glaubens und der Sittenlehre der Kirche“ (Askese und Mystik, S. 28, 29). Fast alle seine Bücher befassen sich mit diesen leitenden Grundsätzen und praktischen Übungen des christlichen Lebens. Selten nur spricht er sich über Mystik aus. Er bejaht sie zwar mit aller Kraft. „So wahr das Paradies bestanden, so wahr blüht bis zur Stunde der neue Paradiesgarten der Mystik in unserer Kirche fort. Weit sichtbar in alle Lande erheben sich aus dem Schoße der Kirche die heiligen Berge der Mystik. Ihre majestätischen Häupter, die in den Strahlen einer überirdischen Sonne glänzen, das ehrfurchtgebietende Dunkel ewiggrünender Riesenbäume, die Bäche lebendigen Wassers, die kühlen, von himmlischen Wohlgerüchen geschwängerten Lüfte laden jeden ein, sich von der Wirklichkeit ihrer überirdischen Schönheit zu überzeugen und deren Segen zu verkosten.“ Es lässt sich aber nicht leugnen, dass P. Meschler bei der Mystik das Außergewöhnliche in den Vordergrund rückt und sich praktisch eher zurückhaltend ihr gegenüber zu verhalten pflegt.

Im Buch von Nik. Scheid kommt das mystische Moment im Leben von P. Meschler kaum zum Ausdruck. Und wer ihn näher gekannt hat, erhielt wohl den Eindruck eines sehr gesammelten, mit Gott innig verbundenen Mannes, würde aber den Beweis für ein mystisches Gebet nicht erbringen können, wenn man dem Wort Beschauung die theresianische Deutung lassen will. Was bei Meschler auffiel, war

seine außerordentliche Berufstreue und seine ungewöhnliche Nächstenliebe. In jedem Hause, in dem er weiste, war er der milde, gütige, helle Sonnenschein, der Liebe, Wärme, Freude ausstrahlte. Eine glückliche Naturveranlagung hatte ihm jene gesellschaftlichen Gaben verliehen, die seine Umgebung so wohltuend empfand. Die Übernatürliche hatte sie aber derart verstärkt, veredelt, dass auch in den Zeiten schwerster körperlicher und seelischer Leiden das freundliche Lächeln und die ungezwungene Heiterkeit nicht von ihm wichen. Eine schriftstellerische und rednerische Begabung befähigte ihn, das Apostolat der Schrift und des Wortes in hohem Maße auszuüben. Die Gottverbundenheit hat seinen Blick nicht introvertiert. Für alle Bedürfnisse seiner Untergebenen, für Haus und Küche und Garten bewahrte er sein Leben lang ein gütiges Verständnis. Kunst und Wissenschaft haben ihn bis ins hohe Alter hinein mächtig angezogen. Er war, wenn man so sagen will, weltzugewandt. Aber die Welt hat ihn nicht von Gott abgelenkt, hat ihn zu Gott geführt. Selten habe ich das ignationische Quaerant in omnibus Deum so liebreizvoll verkörpert gesehen wie in P. Meschler. Dass tiefer, anhaltender Gebetstegeist ihn beselte, war für jeden klar, der ihm nahe trat. Das Geheimnis seiner Gebetsart hat er aber mit ins Grab genommen, wenn auch eine verinnerlichte Geistessammlung aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtete.

Etwas anders geformt ist das Bild, das von P. Eberschweiler in meinem Geiste schwiebt.

Als ich das erste Mal zu Wynandsrade vor ihm stand, hatte ich gleich den Eindruck eines sehr heiligmäßigen Mannes. War es die stark in die Erscheinung tretende Übernatürlichkeit? War es die gewiss liebenswürdige, aber in etwa unnahbare Haltung? War es nur der Ruf der Heiligkeit, der ihm vorausging? Auf jeden Fall brauchte es einige Zeit, bis ich mich bei ihm so wohl fühlte wie bei P. Meschler. Dieser Eindruck verschwand allerdings mit der Zeit gänzlich und machte einem restlosen Zutrauen Platz. Immerhin schien

mir seine Liebenwürdigkeit, zumal in den ersten Jahren, nicht so sehr das spontane Hervorsprudeln einer edlen Natürlichkeit, als die reflexe Frucht einer bewußten Übernatürlichkeit. Das mystische Moment kam bei P. Eberschweiler mit einer gewissen Ausschließlichkeit zum Ausdruck. Während P. Meschler sich gern in unschuldigen Scherzen erging und nie den heiteren Schalk verleugnete, der ihm im Nacken saß, merkte man P. Eberschweiler stets die Mühe an, wenn er sich vom Göttlichen scheinbar abwandte, um sich mit Weltlichem abzugeben; mit eifriger Sorgfalt zog er sich, sobald wie nur möglich, ins Heiligtum wieder zurück. Sein Geist war unbedingt Gott zugewandt, in Gott ganz versunken. War es der Mangel an Gaben der Geselligkeit, über den er so oft vor Gott geklagt, der ihn zu dieser Haltung führte? War es eine andere Auffassung des Innenlebens? War es der starke Drang seiner Seele, die außer Gott keine passende Beschäftigung mehr fand? War es der Zug der Gnade, die sich der Natur anpaßte? Wer kann die feingesponnenen Fäden auseinanderhalten, die das Gewebe seines Seelenlebens formten?

Die mystische Begnadung war P. Eberschweiler auf dem ganzen Wesen aufgedrückt. Sein leuchtendes Auge, sein verklärtes Antlitz, wenn von Gott gesprochen wurde, sein eilender, schwebender Gang, wenn es zur Feier des heiligen Messopfers ging, sein Zurückführen aller Fragen auf die erste Ursache, die Gehobenheit, mit der er die Übernatur als „Wirklichkeit“ bezeichnete, alles deutete auf den Mystiker hin, dessen Leben Gebet, dessen Wirken aktuelle Gottesliebe war. Seine Aufzeichnungen bestätigen durchaus diesen Eindruck.

War P. Meschler der Sonnenschein des Hauses, so P. Eberschweiler seine gottverbundene Stütze, sein stiller Segen. Hätten wir also Recht, wenn wir mit Bremond von zwei verschiedenen Schulen sprächen, von einer Schule der Aszese bei P. Meschler, von einer Schule des Gebetes bei P. Eberschweiler?

Wir glauben nicht. Wohl stehen zwei durchaus anders gearbeitete Persönlichkeiten

vor uns. Schon als Kinder und Jünglinge weisen sie sehr verschiedene Züge auf. Wilhelm Eberschweiler war von den ersten Jahren an das brave und fromme Kind, das seine Umgebung erbaute. Eine Dame, die ihn damals gekannt, schreibt, daß sie ihn immer dem Herrn Pastor zur heiligen Messe dienen sah. „Wir haben nicht auf den Herrn Pastor geachtet, sondern immer dem kleinen Wilhelm zugeschaut; denn er diente wie ein Engel.“ Zur ersten heiligen Beicht und Kommunion wurde er, seiner Frömmigkeit halber, ein Jahr früher zugelassen, als es Brauch war. Dabei strömte er über vor Wonne und Seligkeit. In seinen Lebenserinnerungen berichtet er, daß es alle Jahre hindurch so blieb. Seine ganze Jugendzeit verlebte er in ernster, treuer Pflichterfüllung. Auf den oberen Gymnasialklassen bekleidete er das Ehrenamt eines Zimmerpräfekten im bischöflichen Konvikt von Trier. Einer seiner Schuhbefohlenen schrieb später: „Wir alle schauten mit großer Ehrfurcht und Liebe zum jugendlichen, ernst-freundlichen Präfekten hinauf.“ Schon damals bot er das Bild eines frommen jungen Mannes. Wie selbstverständlich führte ihn Gottesgnade ins Ordenshaus.

Ganz anders war Moriz Meschler als Kind und Jüngling. Im sonnigen Wallis geboren, hatte er schon als frühgewecktes Kind die Fröhlichkeit und Heiterkeit seiner Heimat geerbt. Stets zu allen Streichen aufgelegt, war er mit seinem Schwestern, das auch ein rechter Strick zu sein schien, der Schrecken und die Freude aller Nachbarn. An den Ordensberuf dachte er nicht im mindesten. Als einst seine mit den Jesuiten befreundete Mutter ihn spazieren führte, trafen sie einen Jesuitenbruder, der mit dem Kleinen freundlich tat und scherzend der Mutter sagte: „Wollen Sie uns nicht Ihren Kleinen verkaufen?“ — „Warum denn nicht?“ meinte die Mutter. Da schmiegte sich das Kind ängstlich an die Mutter und flehte und wehrte: „Nei, nei, Mama! Morigli nicht verkaufen.“ Wohl zeichnete er sich durch eine große Sittenreinheit und eine rührende Unabhängigkeit an seine Lehrer aus. Als Student schwärzte

er später für die edle Dichtkunst und vertiefe sich mit heller Begeisterung in die deutsche Literatur. Als Mitbegründer des „Schweizerischen Studentenvereins“ in Brig hatte er manche Kämpfe mit seinen Vorgesetzten durchzufechten, die einer solchen Gründung nicht trauten. So gab es denn eine große Überraschung, als es auf einmal hieß, er trete in den Jesuitenorden ein. Und doch hatte der muntere und ideal angelegte Student die Berufswahl mit allem Ernst getroffen und fand sich in den ungewohnten Verhältnissen eines Jesuitennovizates bald zurecht.

In der Schule der ignationischen Exerzitien erhielten dann Meschler und Eberschweiler eine Geistesrichtung, die sich durchaus individuell ausprägte und ein Gemeinsames persönlich zum Ausdruck brachte, ohne irgendwie das Gemeinsame zu verleugnen. Die anders geartete Veranlagung, die verschiedene Beschäftigung und vor allem Gottes individuelle Gnadenführung wiesen andere Wege und Methoden, die zum gleichen Ziele führten, brachten mannigfaltige Formen hervor, die aus gemeinsamer Grundrichtung herauswuchsen.

Beide schöpften aus einer Quelle, aus den Exerzitien und aus den Ordenskonstitutionen des hl. Ignatius, ihre geistliche Zielrichtung, ihre geistlichen Methoden. Letztere hat jeder, seiner eigenen Lage und Veranlagung entsprechend, angewandt. Sie finden sich aber in allen Grundzügen wieder. Es gehört zur Eigenart der ignationischen Übungen und Sitzungen, daß sie eine wundervolle Anpassung an die Individualitäten und ihre Verhältnisse gestatten. Gerade weil sie berufen sind, Persönlichkeiten heranzubilden, die nicht in der Abgeschlossenheit des Klaustums leben, sondern in den verschiedensten Lebenslagen und Lebensumständen sich befinden werden, gewöhnen sie bei aller Gleichformung des Grundzugs eine weitgehende Freiheit in Anpassung und Anwendung. Darum sehen wir auch bereits bei den ersten Jüngern des hl. Ignatius, die aus seiner unmittelbaren Schulung hervorgegangen, eine auffallende Verschiedenheit. Wie ganz anders sind Canisius und Lefèbre, Franz Xaver

und Borja auch in der Frömmigkeitsart gerichtet, wenn auch ein gemeinsamer Zug nach der ignationischen Apostolatsrichtung klar hervortritt.

Das Geheimnis der christlichen Vollkommenheit bleibt eben die Liebe. Die Gottes- und Nächstenliebe spiegelt sich aber tausendfach in den einzelnen wieder. Dieses Ideal der vollkommenen Liebe hat Ignatius in seinen Exerzitien und zumal in seinen Ordenssitzungen als die Grundquelle bezeichnet, aus der alle seine Schüler schöpfen werden. Mag der eine in fernen Missionsländern ein paulinisches Leben führen, mag der andere in intensiver Seelsorge sich betätigen oder der Wissenschaft sich widmen: aus der Gemeinsamkeit der Liebe werden sie stets Zielrichtung und Arbeitsweise entnehmen müssen.

Es dünkt uns, daß die Theoretiker der Mystik heute eine übertriebene Sucht an den Tag legen, auf dem Gebiete des Innenlebens philosophisch-theologische Scheidewände aufzurichten, statt das große Gemeinsame zu betonen, das trotz aller „Schulrichtungen“ zum Glück nicht verwischt werden kann. Die vollendete Gottesliebe überstrahlt alle Beziehungen des Menschen zu Natur und Kultur, drückt der Seele den Stempel der Gottähnlichkeit, der Heiligkeit auf. Die Liebe wird der innerste Grund der christlichen Vollkommenheit bleiben, mögen ihre Formen und Beätigungen noch sehr wechseln, mag sie bei P. Eberschweiler eine mehr ruhende, bei P. Meschler eine mehr tätige Gestalt angenommen haben. In der göttlichen Liebe vereint, haben sie, so hoffen wir, die letzte Vollendung gefunden.

P. v. Chastonay.

Viktor Naumann (Pilatus)

Wer ist Pilatus? So lautete die Frage in manchen Kreisen, als im Anfang des Jahrhunderts unter diesem Namen mehrere Schriften gegen den aus dem Orden entflohenen Grafen Paul Hoensbroech erschienen, die den Flüchtling mit scharfer Dialektik und großem juristischen Wissen erbarmungslos zerzausten. Das Visier öffnete Pilatus im Jahre 1905 in dem